

Ein Besuch

Künstler wohnen gerne ganz nahe beim Himmel. Vielleicht aber es auch nur, daß Ortner beim täglichen Besteigen seiner Mansardenwohnung an die heimatlichen Tiroler Berge erinnert sein will. Jedenfalls steigt man vier, fünf oder gar sechs Stockwerke empor, bis man zu seiner Türe gelangt. Dann klopft man an. In nächster Nähe des Dachbodens. Und Jakob Ortner, Professor an der Akademie für Musik und darstellende Kunst, öffnet.

Man wird von ihm nicht mit jener wienerschen Liebenswürdigkeit empfangen, die es — mit Verlaub zu sagen! — dick hinter den Ohren hat, weil sie sich immer gleich bleibt, ob nun ein „Herzlich Willkommen!“ oder ein „Scher Dich zum Teufel!“ dahinter steckt. Nein, Ortner schüttelt jedem Besucher mit einer Herzlichkeit beide Hände, wie sie nur dem Vater eigen ist, der den verlorenen Sohn bewillkommt. Für ihn ist nämlich jedermann ein verlorener Sohn, der für die Lautenspielmkunst nicht die ganze Welt hingäbe. Kommt man aber zu ihm, so ist es für ihn selbstverständlich, daß man zumindest ein kleines Fränkchen Begeisterung für seine Kunst im Herzen trägt.

Da man man stundenlang bei ihm sitzen. Einen Abend lang, die halbe und vielleicht auch die ganze Nacht. Er spielt. Uralte Volkslieder, Märsche, Opernfragmente, Phantasien aus Werken großer Meister. Spieluhren klingen, Serenaden singen und dann ist es wieder, als rauschte ein ganzes Orchester aus den sechs Saiten seiner Gitarre auf. Es sind verzauberte Stunden . . . Ortner spielt auch, wenn er allein ist. Ein zweiter Orpheus, lockt er Zuhörer an, auch wenn keine Menschen in seiner Nähe sind. Er erzählt mit kindlichem Vergnügen von einem Spatzen, der am Abend auf dem Eisenrahmen seines geöffneten Mansardenfensters Platz nimmt und seinem Spiel zuhört.

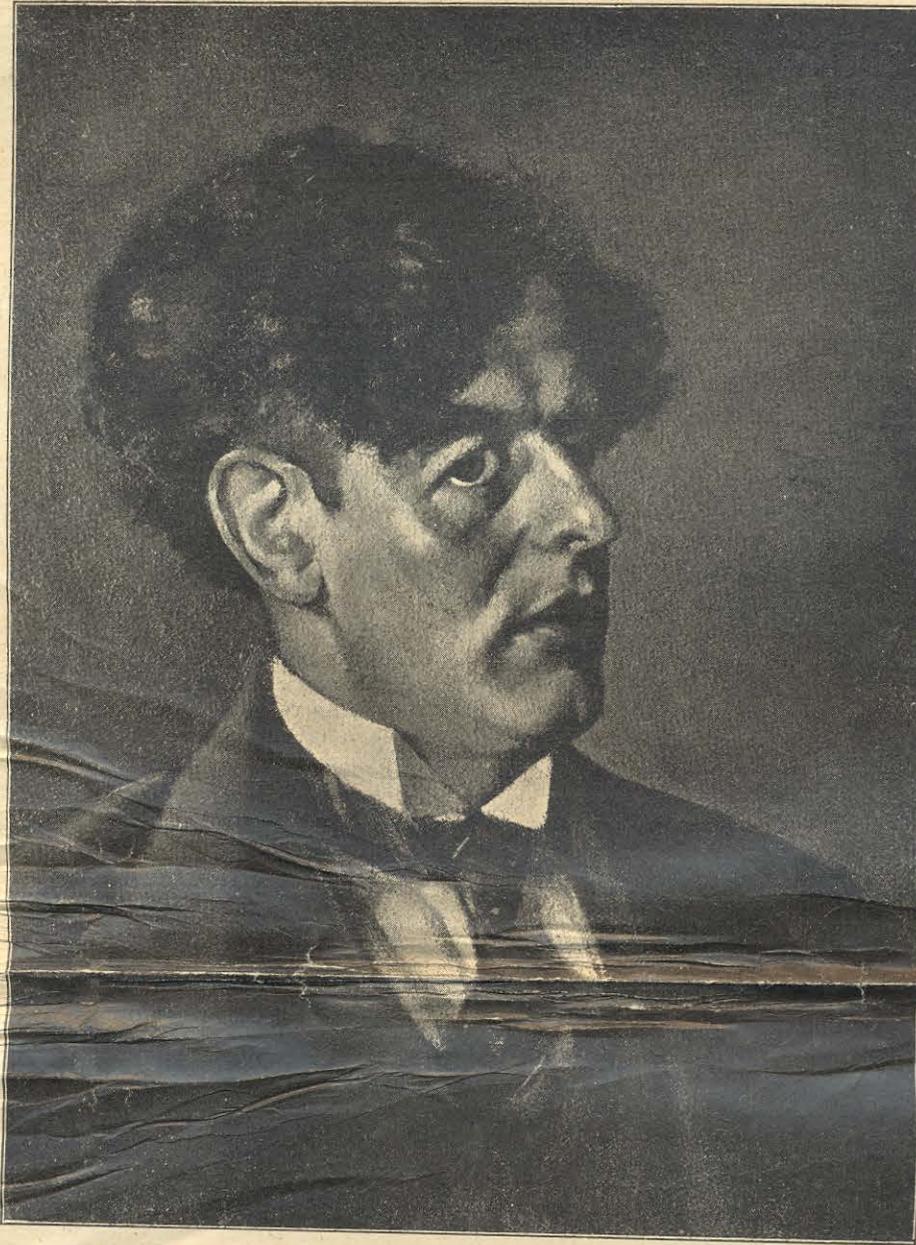
Ich weiß einige Geschichten aus seinem Leben und will zwei davon erzählen. Sie sind so ungewöhnlich, daß sie nur einer erleben konnte, der sich, wie Ortner, mit seiner Kunst ein besonderes Schicksal schuf.

Im Jahre 1900 — Ortner hatte eben seine Studien bei Pembaur in Innsbruck beendet —, da faßte er einen Entschluß: er wird als Missionär seiner Kunst in die Welt hinausziehen. Es ist viel Traurigkeit in der Welt, dachte er; es ist um einen Apostel zu wenig. Um einen Gitarreapostel, um einen Lautenapostel. Die Menschen wissen noch zu wenig davon, was für Wunder aus so einem „Scheit“, aus so einer „Klumpfen“ zu holen sind. Da wäre gerade er der Rechte. Ergo: Jakob Ortner schultert sein Instrument und macht sich auf den Weg. Per pedes apostolorum. Die weite Welt beginnt für ihn schon eine Gehstunde außerhalb Innsbrucks. Er hat keinen Kreuzer Geld in der Tasche. Aber, weiß Gott, es wird schon irgendwie gehen! Eines ist bestimmt nicht umzubringen; eine Kunstbegeisterung, sein Idealismus . . . Er zog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; spielte in Weinschenken, bei Kirchweihfesten, in Gesangsvereinen, in improvisierten Privatgesellschaften. Und hatte oft nicht mehr davon als Spielmannsdank: einen guten Trunk ein Nachtmahl und ein Obsequium.

Tirol, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich; über Wien, Oedenburg, Westungarn bis nach Agram. Dann durch die Steiermark wieder zurück, abermals nach Wien, diesmal, um bei Professor Heuberger und Professor Mandyczewski einzukehren. Das war ge-

wisß eine ganz seltsame abenteuerliche Kunstreis — mitten im „technischen Zeitalter“, knapp bevor das zwanzigste Jahrhundert in die Arena raste. Und Ortner blieb seiner Mission dabei treu. Auch wenn es einmal nicht anders ging wie in Czacka, in Odenburg, wo er sich für eine Woche lang in einem Marionettenzaubertheater als „Zwischenaktmusik“ engagieren ließ, um den Magen wieder einmal zu seinem Recht zu verhehlen. Trug ihm ein Abend in einem steirischen Bauernwirthshaus auch nur eine Handvoll Kupfergeld ein, er spielte dafür eine Nacht später in einem der fashionablen Semmering-Hotels vor erlesenstem Zuhörerkreis.

Ein anderes Mal, im Jahre 1912, befand sich Ortner auf einer Fußreise durch die Balkanländer. Serbien, Albanien, Bulgarien — dort treiben sich altslawische Volkslieder wild herum. Das muß ein *Gitarist* gehört haben; das muß einer, der etwas auf seine Kunst hält, spielen können! Ortner „watzte“, studierte und spielte. Dann saß er einmal in einer Weinstube der Bukarester Vorstadt, war wieder einmal „gänzlich abgebrannt“, grübelte und trank. Und als er in Stimmung kam, spielte er. Man horchte auf; es bildete sich ein lautloser Zuhörerkreis und da trat plötzlich ein Mann auf ihn zu und sagte: „Wis-



Professor Jakob Ortner
Nach einem Gemälde von Egge Sturm-Skrla

sen Sie nicht, daß gegenwärtig Fürst Sigmaringen auf dem königlichen Schloß zu Besuch weilt? Versuchen Sie es, vielleicht können Sie dort einmal vorspielen!“ Ortner überlegte. Das heißt, er überlegte nicht mehr ganz klar. Aber er wußte immerhin, daß es jedenfalls gilt, eine Gelegenheit zu finden, um zu Geld zu kommen. Andernfalls müßte er wieder per pedes nach Wien zurück. Er schrieb also auf irgendeinen Wisch Papier mit Bleistift die Worte: „Der Tiroler Lautenspieler Jakob Ortner ersucht Seine Majestät, sich produzieren zu dürfen . . .“ Das schrieb er. Weil er „in Stimmung“ war. Und der Mann nahm dieses stimmungsvolle Majestätsgesuch an sich und verschwand. Am nächsten Tag suchte ein Diener vom königlichen Schloß nach jenem Tiroler Lautenspieler, der nicht so einfach zu finden war. Endlich fand er ihn doch. Ortner gesteht heute noch, daß er wie Espenlaub zitterte, als ihm dieser Diener ein Kuvert überreichte; er wagte kaum, es zu öffnen. Es war ein Billet darin: eine Einladung ins königliche Schloß. Am selben Abend, punkt 9 Uhr „produzierte“ sich Jakob Ortner vor König Carol, vor der Königin (Carmen Sylva) und einem Kreis von Fürstlichkeiten. Es war ein triumphaler Erfolg. Als der Hofmarschall nach Beendigung des Konzertes Ortner fragte, ob er mehr Wert darauf lege, einen Orden oder ein Geldhonorar zu erhalten, da — zitterte er abermals wie Espenlaub, weil er am liebsten gesagt hätte: „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt . . .“ Weil aber ein Vogel immerhin nach Wien zurückfliegen kann, ein Lautenspieler aber selbst das nicht

doch für Geld. Und quitiert am nächsten Morgen tausend Lei. Es ist nicht seine Schuld, daß er schließlich dennoch wieder zu Fuß ging. Er kann nicht dafür, daß sich der tückische Mammon bei ihm nicht hält. Geld ist vergänglich Gut. Das ist nicht so wie mit dem Gitarrespielen, das einen nicht mehr los läßt, wenn man einmal davon besessen ist . . .

Meister Ortner, in einigen Monaten ein Fünfziger, hat es geschafft. In aller Stille, in aller Bescheidenheit hat er seinen großen internationalen Schülerkreis erworben. Seit 1918 Lehrer für Gitarre und Laute an der Wiener Musikakademie, wurde er 1922, als das Instrument als Hauptfach eingeführt wurde, zum Professor ernannt. Er ist der Gründer und Herausgeber der „Oesterreichischen Gitarre-Zeitschrift“, die zu ihren Mitarbeitern Prof. Ernst Decsey, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Fischer, Dr. Theodor Frimmel, Univ.-Doz. Dr. Robert Haas, Univ.-Prof. Dr. Viktor Junk, Min.-Rat Karl Kobald, Univ.-Prof. Dr. Lach, Franz F. Lanzer, Univ.-Doz. Dr. Alfred Orel, Hofrat Dr. Rudolf Pozdena, Dr. E. Rollet, Dr. Egon Wellesz u. v. a. zählt. Ueber alles das hinaus aber ist und bleibt Ortner, der wie selten ein erfolgreicher Künstler, alle Welt zu seinen Freunden zählt — ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat; tief ursprünglich, ein ganzer Kerl: ein echt österreichisches Original.

Karl Burger

Unübertroffen bei rheumatischen, gichtischen und nervösen Schmerzen, Kopfschmerzen und Erkältungskrankheiten.

Ein Versuch überzeugt! Togonal ist stark harnsäurelösend u. geht direkt zur Wurzel des Übels.



In allen Apotheken

Preis S. 2.20

Ein Stück Alt-Osterreich, ein Stück Alt-Wien . . .

Das ist Pepi Klugmayer, der letzte Regimentstambour der Deutschmeister. Am 1. Dezember wurde er 60 Jahre alt und marschierte bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Festabend im Restaurant Lembacher auf der Landstraße genau so flott wie er früher zur Parade auf die Schmelz ausgerückt ist, umklungen vom alten Deutschmeistermarsch, in den hellerleuchteten Saal ein. Sein rundliches, faltenloses Gesicht strahlt auch heute noch Alt-Wiener Frohsinn und biedermeierische Behaglichkeit aus. Rundlich ist alles an ihm, auch der noch immer mit einem gemüthlichen Schnörkel aufgezwirbelte Schnurrbart, und man sieht es ihm eigentlich nicht an, daß er einen einigermaßen romantisch bewegten Lebenslauf hinter sich hat. Er war als 14-jähriger Knirps schon Musikeleve bei der Deutschmeisterkapelle, wo er 16 Jahre lang mit vollbackiger Begeisterung seine Trompete blies. Das hat ihn so populär gemacht, daß es jedesmal einem ganz persönlichen Triumphzug für ihn gleichkam, wenn er, seinen Tambourstab schwingend, an der Spitze der

Burgmusik durch die Straßen marschierte. Er schwang diesen Tambourstab unter Ziehler und Wacek von 1883 bis 1899. Dann trat er in den Hofdienst über, wurde Fremdenführer in Miramar und avancierte schließlich zum Hauskammerdiener beim alten Kaiser, den er auch regelmäßig auf den Jagdausflügen in Ischl begleitete. Dann lehrte er die kleinen Söhne Franz Salvators das Signalthorn blasen, um schließlich — mit einem neuerlichen Sprung um die Ecke — in der Staatsschuldenkassa zu landen. Das war noch nicht das Ende seiner Karriere; denn mittlerweile brach der Krieg aus und Klugmayer wird nicht nur noch immer fesch, sondern auch frontdiensttauglich befunden. Er geht als Regimentstambour auf den russischen Kriegsschauplatz ab, wo es für ihn allerrhand Arbeit gibt; er hat nicht nur Frau Musika zu dienen, sondern auch Munition zu transportieren, Brücken und Straßen zu bauen und Verwundete zu bergen und zu verbinden. In der Schlacht von Sapanow verliert er vom Knauf seines Tambourstabes den Adler, da er seinen Humor nicht mitverlor, ersetzt er ihn sinnig mit dem Deckel einer Konservendbüchse. 1917 zieht er an der Spitze der Deutschmeisterkapelle in das wiedereroberte Brody ein, 1918 dirigiert er in Udine die Platzmusik. Und nach dem Kriege . . . nun, nach dem Kriege „spielt“ er ganz einfach, was er früher in Wirklichkeit gewesen war: den Regimentstambour in der Revue „Wien, gib' acht!“ im Ronacher. Er ist Revuestar geworden und es führte ihn eine zweijährige Tournee durch die großen deutschen Städte, wo er im blauen Waffenrock der Hoch und Spleni das Symbol jener fröhlichen Soldatenzeit verkörperte, die noch kein Feldgrau kannte.



(Aus der Sammlung des Hofrats Danhelov)

„Weißenhofer“ Kinder- und Kurmilch

/Rohmilch — naturbelassen/

unter ständiger **Kontrollaufsicht** des Hygienischen Institutes der Universität in Wien /Leiter: **Prof. Dr. Roland Graßberger**/ und des Institutes für Milchhygiene der Tierärztlichen Hochschule in Wien /Leiter: **Prof. Dr. Franz Zahribnický**/ ist

1. eine streng hygienisch gewonnene Milch mit hohem Fettgehalt,
2. gesundheitlich erwiesenermaßen vollkommen einwandfrei und **keimärmer als die pasteurisierte Handelsmilch**,
3. zur Bereitung von jeder Art von Säuglingsnahrung,
4. für **Erwachsene, Gesunde und Kranke zum Rohgenusse als ganz zuverlässig ärztl. empfohlen, besonders bei Abneigung gegen den Kochgeschmack der Milch**,
5. als Rohmilch enthält sie die sämtlichen für die Ernährung und Entwicklung besonders wichtigen Vitamine im unveränderten Zustande.

Die Zustellung erfolgt ins Haus im tiefgekühlten Zustande.

Bestellungen sind zu richten an:

Betriebszentrale
Weißenhof in Krizendorf
Telephon 1

Wiener Depot
I. Helfferstorferstraße 3
Telephon 63-2-17

Bitten Broschüre über Gewinnung und Vertrieb zu verlangen!

HUMOR

Berechtigte Angst

Die kleine Gerda kommt schluchzend aus der Schule.
„Die Lehrerin hat gesagt, daß ich keinen Mann bekomme!“
„Was ist das für ein Unsinn,“ sagt Mama, „das Fräulein wird sicherlich etwas anderes gemeint haben.“
„Oh nein,“ heult Gerda. „Sie hat zu mir gesagt: ‚Du wirst bestimmt sitzen bleiben.‘“

Der Kindernarr

„Mein Herr,“ sagt die künftige Schwiegermama, „sagen Sie mir vor allem, ob Sie Kinder lieben!“
„Oh, über alles!“ stammelt der beglückte Bewerber.

ndern:

Jakob Ortner, der bekannte Meistergitarrist und Professor an der Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst, feiert sein dreißigjähriges Berufsjubiläum.

Ein Hirtenbub wird Professor.

Jakob Ortners Wiege stand in Südtirol. Sein Temperament schäumt auf wie der blutige Südtiroler „Tropfen“, sein Temperament riß ihn in die Höhe, vom Hirtenbuben zum königlich-rumänischen Hofmusiker, zum Philharmoniker und Professor an der Wiener Musikakademie, wo er nunmehr sein dreißigjähriges Berufsjubiläum feiert. Der „Safele“ ist sich selbst und seiner Heimat treu geblieben, naturhaft ist sein Wesen und der Struwelkopf wie ein wilder Lärchenschopf im Hochgebirg. Und wie der Gebirgsbach über Stock und Stein, springt ihm das Wort über die Lippen, unterstützt von der humorvollen Beweglichkeit seines ganzen Körpers. Er erzählt nicht nur, er spielt ganze Szenen mit wechselnden Personen vor:

„Mein seltsamstes Erlebnis ist wohl meine Verhaftung als Kaiserermörder gewesen“, sagt er. „Ich führte zum erstenmal die malerische Meraner Tracht mit den kurzen Hosen und weißen Strümpfen auf dem Ring spazieren. Um die Mitte hatte ich den breiten Ledergurt geschlungen, in den ich beim ruhigen Stehen gern meine Hände vergrub. Ueber der Tracht trug ich einen Habelock, da das Wetter unfreundlich und rau war. Plötzlich bildeten sich auf der Straße erregte Menschengruppen und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „Der Kaiser kommt!“ Nun hieß es, sich einen halbwegs günstigen Platz erobern, um den Monarchen möglichst nahe zu sehen. Mein Herz schlug einen rascheren Schlag und meine Hände fuchtelten in der Erregung gleichsam Halt suchend, unter dem Subertusmantel herum, bis sie schließlich in den bereit erwähnten ledernen Gurt verfanen. In diesem Augenblick, da die Hofequipage schon in allernächster Nähe auftauchte, hielten mich plötzlich zwei kräftige Arme umklammert, ich wußte nicht, wie mir geschah, aber eine Sekunde darauf war es mir klar, daß man mich verhaften wollte. Zwei in meiner Nähe befindliche Detektive hatten meine Bewegungen unter dem Mantel falsch gedeutet, schienen der Meinung, daß ich eine Bombe werfen wollte. Das Mißverständnis klärte sich allerdings bald auf, zumal sich ein hoher Offizier, der neben mir gestanden war, für mich einsetzte. „Sehen Sie denn nicht, meine Herren, er ist Tiroler, ein kaisertreuer Tiroler!“ wiederholte er ein über das andere Mal.“

Die Wohnung der Familie Ortner atmet Tiroler Eigenart, man sitzt auf Bauernstühlen aus hellgelbem Zirbelholz unter einem Luster aus Hirschgeweih wie ehemals bei Ortners Großonkel, der als kleiner Bub Andreas Hofers das Krügel auf den Tisch gestellt hat. Von seinen musikalischen Erfolgen, die ihn nach dem peinlichen Erlebnis noch auf eine Reihe kaiserlicher Schlösser führten, erzählt der Professor nicht gern. Als Lehrer an der Wiener Staatsakademie hat Jakob Ortner als erster in Oesterreich die Technik der spanischen Großmeister und das polyphone Gitarrespiel eingeführt, er hat einige hundert Schüler, darunter eine große Anzahl von Ausländern, für Gitarre und Laute zur Konzertreise ausgebildet und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Pflege des österreichischen Volksliedes gerichtet. Mit seiner Gitarrezeitschrift, die auch in englischer Sprache erschien, wollte Professor Ortner auch einen internationalen Gedankenaustausch der Gitarrekiniker anregen. Viel Freude machte ihm der Unterricht von Blinden, mit dem er sich während des Krieges sowohl im kaiserlichen Blindeninstitut als auch an



Professor Jacob Ortner: Jubiläum des Gitarre-Meisters

Es sind eben dreißig Jahre, seitdem der Tiroler Jakob Ortner, nunmehr Professor an der Wiener Staatsakademie für Musik, es sich zum Ziel setzte, einem Instrument, das unverdient ein kaum beachtetes Dasein führte, in Oesterreich, sozusagen akademischen Rang zu verleihen: der Gitarre. Was er sich damals vornahm, ist ihm in zäher Arbeit inzwischen auch gelungen.

Er trug die Gitarre in Wiens herrlichsten Musentempel, die Oper, wo er sich im Orchester von Mahler, Schalk und Walter und Weingartner zum Klingen brachte. Er bekam die Professur für Gitarrespiel an der Wiener Staatsakademie. Er hat im Rahmen dieser Schule und privat Hunderte von Begabten aus allen Ländern unterrichtet, viele von ihnen zu Solisten ausgebildet. Ortners Ruf drang über den Kontinent bis nach Amerika. Eine Aufforderung von dort hat er im letzten Jahre abgelehnt; da sie wiederholt wurde, ist er viel leicht doch geneigt, ihr näherzutreten.

Wer Ortner, den gebürtigen Innsbruder, mit seinen hervorragenden menschlichen Eigenschaften kennt: ehrlich, äußerlich herb und trotz des langen Großstadtlebens in seiner Eigenart völlig unberührt, der weiß auch, daß zwischen dem Instrument voll Wärme und Innerlichkeit, das er sich als Beruf gewählt, und zwischen ihm eine Gemeinschaft besteht, die ein eigenes Gepräge hat und die durch nichts zu lösen wäre. Dr. Gr.

Das Echo

X

der Akademie befaßte. „Natürlich muß man in diesem Fall nach einer besonderen Methode vorgehen“, sagt der Künstler. „Da aber bekanntlich, so wie ein Sinn verlorengegangen ist, die anderen doppelt geschärft werden, hatte ich einige prächtige Schüler unter den Blinden. Selbstverständlich gibt es unter ihnen wie ja auch unter den Sehenden solche, die mit „gufeisernen Ohren“ auf der Welt gekommen sind!“

Rudi

eine beschränkte Zahl von Kontrabässen in diatonischer oder chromatischer Folge. Einen sehr beherzigenswerten Vorschlag machte Hans Oruber hinsichtlich der Fingerbezeichnung. Er wollte dabei wie bei der Geige von dem Finger ausgehen, der für den tiefsten Ton zur Verfügung steht; demnach wäre also der Ringfinger mit 1, der Mittelfinger mit 2, usw. zu bezeichnen.*) Zu dieser Frage hat nur noch Pl. Lang Stellung genommen. Er schlug vor, bei der bisherigen Fingerbezeichnung zu bleiben. Da Alberts Gutachten für uns von besonderer Bedeutung ist, so wollen wir es hier mit der begründenden Einleitung vorlegen: „Soll die Zither wahrhaft gefördert werden, dann müssen für sie dieselben Gesetze als maßgebend angenommen und bei ihrer Behandlung beobachtet werden, welche für alle Werke und Werkzeuge der Tonkunst als Grundlage und Richtschnur dienen. Dadurch erst können die vorzüglichen Eigenschaften der Zither, ihr Tonreichtum und ihre eigenartigen Klangschönheiten zur vollen Wirkung gelangen; dann erst wird sie sich den anerkannten Tonwerkzeugen ebenbürtig erweisen und ihnen gleichgestellt werden.“ Hieraus zieht Albert die Nuganwendung: „Das Tonmaterial muß chromatisch vollständig sein; nachdem das melodische Material bis zum kleinen c hinabreicht, müssen die Bässe bis zum großen C und dessen Leitton, dem Kontra-G hinabgehen, wodurch sämtliche Lagen und Umkehrungen der Drei- und Vierklänge ausführbar werden. Zur Erreichung absoluter Vollständigkeit des Tonumfanges sind noch die Grundtöne der Dominantakkorde, Kontra-G und Kontra-F mit den verbindenden Zwischentönen nötig, weshalb sich der Tonumfang chromatisch bis zum Kontra-F zu erstrecken hat. Durch diese Besaitung wird die Zither an Vollständigkeit des Tonmaterials den umfangreichsten Instrumenten, dem Klavier, der Orgel und der Harfe ebenbürtig.“ Im übrigen hält auch Albert fest an der Weigelschen Quart-Quintensfolge der Freisaiten (von es beginnend, wie wir sie heute kennen), an der Münchner A-Griffbrettstimmung und der Bassschlüssel-Notation im unteren Notensystem. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Josef Zuth †

Wieder haben wir das Ableben eines überaus schätzenswerten Fachgenossen, unseres Mitarbeiters Dr. Jos. Zuth, Wien, zu beklagen; er ist am 30. August nach langem Leiden im Alter von erst 53 Jahren gestorben. In ihm verliert die Gemeinde des Kleinen Saitenspiels einen vortrefflichen Menschen und Musiker, eine Persönlichkeit, die durch ihre Wesensart sowohl, wie durch ihre eiserne und gewissenhafte Pflichterfüllung vorbildlich gewirkt hat. Was Zuth als Förderer der Hausmusik durch die Herausgabe alter Werke, vor allem aber als Forscher und Musik-

*) Diese Fingerbezeichnung hat sich bei den Schosfgeigenspielern durch die Verwendung der Violinliteratur von selbst ergeben.

historiker auf dem Gebiete der Lauten- und Gitarrenmusik geleistet hat, wird ewigen Wert behalten. An erster Stelle ist hier seine Doktorarbeit „Simon Molitor und die Wiener Gitarristik“ zu nennen, die er bei dem bedeutenden Musikwissenschaftler Guido Adler zur Approbation brachte. Hier zeigt sich Zuth nicht nur als Kenner und feinsinniger Beurteiler der älteren deutschen Hausmusik, sondern er versteht auch durch die moderne Einstellung seiner Methode der Betrachtung und Forschung die ewigen Merkmale einer echten Kunst uns näher zu bringen und so den Zugang zu dem Kern ihres Wesens zu erschließen. Im Laufe der Zeit ließ Zuth eine ganze Reihe von Arbeiten und Veröffentlichungen folgen: A. Batkas Vorschule des Gitarren- und Lautenspiels (1919); Das künstlerische Gitarrenspiel (1920); Die Gitarre, Spezialstudien auf theoretischer Grundlage (1920); Gitarrenkompositionen des Grafen Dossy (1921); F. Carullis Gitarrenschule (1921); Volkstümliche Gitarrenschule (1922); eine Reihe von Altwiener Gitarrenkompositionen (Molitor, Schubert u. a.) und Bieder zur Gitarre. Ein grundlegendes Werk ist das im Jahre 1926 erschienene Handbuch der Laute und Gitarre, das die reife Frucht einer jahrzehntelangen mühevollen Forschungs- und Sammlerarbeit ist. Im Jahre 1921 gab Dr. Zuth die von ihm gegründete „Zeitschrift für die Gitarre“ heraus, die 1927 ihren Interessentenkreis erweiterte und als „Musik im Hause“ weiter erschien. 1924 gründete er auch die Vierteljahrschrift „Die Mandoline“. Seine letzte große Arbeit, von der ihn selbst sein schweres Leiden nicht zurückhalten konnte, weil er sie als die eigentliche Krönung seiner Lebensaufgabe betrachtete, ist die „Enzyklopädie der Laute und Gitarre“; sie ist bestimmt als Quellenlexikon, das unser gesamtes Wissen über dieses vielverzweigte Gebiet erschöpfend behandelt. Leider hat Zuth sie nicht mehr vollenden können; zu früh hat ihn der unerbittliche Tod abberufen.

Josef Zuth ist am 24. November 1879 zu Fischern bei Karlsbad (Böhmen) geboren, besuchte die Schule in Karlsbad und Leitmeritz, wandte sich 1903 in Wien dem Staatsdienst zu und betrieb 1910–14 Fachstudien bei Richard Batka. Seit 1915 war er Hörer der Universität (Adler, Kocjirz) und promovierte zum Doktor der Philosophie. Seit 1918 war er Lehrer für Gitarren- und Lautenmusik an der Wiener Volkshochschule „Urania“, seit 1922 Fachkritiker der Oesterreichischen Tageszeitung. 1925 trat Zuth freiwillig aus dem Staatsdienst, um sich ausschließlich als Musikhistoriker und Kritiker zu betätigen. So schied Dr. Zuth aus einem arbeitsreichen Leben.

Wir, die das Glück hatten, Dr. Josef Zuth zu unsren Freunden zählen zu dürfen, werden seiner unverbrüchlichen Treue und anteilnehmenden Mithilfe stets dankbaren Herzens gedenken.